

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 46 (1966-1967)
Heft: 12

Artikel: Das Rathaus zu Neda-B
Autor: Boesch, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Rathaus zu Neda-B

HANS BOESCH

Verehrtester, ich darf dir mitteilen, daß gestern, will sagen am 27. November a. c., der Forschungskredit über achthunderttausend Franken zur Abklärung von Lage, Größe und Gestalt einer Fahnenstange am geplanten hiesigen Rathaus bewilligt wurde. Der Finanzausschuß hat nach monatelangem Hin und Her und nachdem ich erklärt hatte, mein Lehrstuhl für Monumentalarchitektur müßte sich im Falle einer Kreditverweigerung mitsamt dem ihm angeschlossenen Institut für Soziologie und Kasuistik von der Arbeit distanzieren, endlich zugestimmt. Ich kann dir somit in aller Form die Ausarbeitung des erwähnten Gutachtens übertragen. Absprachegemäß nimmst du deinerseits sofort mit dem «Kuratorium zur Überwachung der Koinzidenz in Fernsehen, Ästhetik und Folklore» Fühlung. Die Planskizzen des Gebäudes und die Vertragsentwürfe legt dir mein Sekretariat bei. Ich zweifle keinen Augenblick, daß du aus den folgenden Ausführungen die notwendigen Schlüsse ziehen wirst.

1927, vor genau siebzig Jahren, siedelten sich die Neda-Werke in unserer, damals noch kleinen Satellitenstadt Neda-B an. Wohnbaracken wurden unter die Birnbäume gestellt, kleine Handwerker zogen her, der Bäcker, der Milchmann, Spengler und Baumeister. 1932 wurde Max Müllhaupt (du kennst ihn, er saß in unserer Klasse — nahe der Tür, jederzeit bereit auszureißen; als die Trittbretter von den Tramwagen entfernt und durch automatisch schließende Türen ersetzt wurden, gründete er den Kampfclub für die Freiheit, insbesondere für freies Zu- und Wegsteigen) zum ersten Bürgermeister des Satelliten gewählt. Er forderte gleich in der Antrittsrede einen Kristallisationspunkt für die zerfahrenen und, wie er sagte, diffusen Heimatgefühle der Neda-Ber. Das Stadtparlament stimmte denn auch begeistert einem Studienkredit von sechs Millionen Franken für den Rathaus-Neubau zu.

Ohne Verzug berief Max ein dreiundzwanzigköpfiges Planungsgremium ein. Es hatte die Unterlagen für den Rathaus-Wettbewerb bereitzustellen und umfaßte Vertreter der Industrie, des Gewerbes und zwei noch junge, hier ansäßige Architekten. Später zog man einige Redaktoren und Kabarettisten zu. (Man soll, sagt Cassius Clay, die Mäuler stopfen, solange man sie sieht.) Mir blieb die Aufgabe, diese in bezug auf Bildung und Geschmack nicht sonderlich homogene Körperschaft zu beraten und zu erziehen. Mit der

Abklärung aller Detailfragen betraute man mein Institut für Soziologie und Kasuistik.

Die Bereitstellung des Bauplatzes bot wenig Schwierigkeiten. Zwar hatte die Stadt das für ein Rathaus geradezu prädestinierte Gelände am See kurz vorher an die Neda-Werke abgetreten; es gelang uns aber nachzuweisen, daß die kleine Wiese zwischen Schlachthaus und Radrennbahn durchaus zu genügen vermag und daß ihre mit Vitalität geladene Atmosphäre (Nur wo Tod ist, ist Leben, sagt Adolf A. Braunschweig) eindeutig zeitkonformer ist als die pausbacken-pastoral wirkende, gefährlich romantische Uferpartie. Das Planungsgremium konnte sich meiner Überzeugung anschließen.

Bedeutend mehr zu reden gab die Frage der Korridore; sie wurde für unsere weitere Arbeit geradezu bestimmend. Die Vertreter der Industrie waren aus verständlichen Gründen gegen jeden Komfort; eine Zellenbauweise mit schmalen nischenlosen Korridoren à la Sing-Sing sollte der Abwanderung von Personal aus der freien Wirtschaft entgegenwirken. Die Gewerbetreibenden hingegen machten geltend, sie müßten sich oft gerade in diesen Korridoren aufhalten, zur Entgegennahme von Aufträgen etwa, und eine menschliche Gestaltung sei deshalb unerläßlich.

Wie du siehst, eine reichlich verworrene Situation — auch ohne den Beizug der üblicherweise zum vorneherein querulierenden Arbeitnehmerseite. (Wir hatten selbstredend auf die Wahl eines Vertreters der Beamten-schaft ins Planungsgremium verzichtet. Die sogenannten Rationalisierungsvorschläge, die aus diesem Sektor zu erwarten sind, haben sich ohnehin stets als verkappt luxuriöse Spielereien entpuppt. Zudem, seit ein Liberaler fand, daß sich einundfünfzig Prozent der Türen meines Instituts nach links öffnen — ein reiner Zufall natürlich und bedauerlich, zugegeben; der Mann aber machte einen Skandal daraus, wollte mir die Forschungskredite sperren — bin ich vorsichtig geworden [Hütet euch am Morgarten, wie schon unser lieber alter Georges Nobooker Washington sagte].) Ich versuchte zu vermitteln, organisierte Studienreisen; das Stadtparlament war in Japan, zweimal in Helsinki, fünfmal in Srinagar, 1947, 1952 und 1962 in Princeton. Wir spielten alle denkbaren Muster durch: schmale Korridore, breite, gebrochene, sogar trompetenförmige und spiralförmige — ohne Erfolg. Die Kluft zwischen Gewerbe und Industrie war, wenn ich in Gemeinplätzen reden darf, nicht zu überbrücken. Selbst Max, ein Meister im Lavieren, wußte keinen Ausweg.

Ich erweiterte mein Institut für Soziologie und Kasuistik, ließ Wespen-nester untersuchen, Ameisenhaufen, Waben. Dann, bei der Erörterung dieser Forschungsarbeiten, stellte ich die einigermaßen revolutionäre Frage, ob Korridore überhaupt vonnöten seien. Das Weglassen des Verkehrsraumes, argumentierte ich, müßte zu höchst ökonomischen Lösungen führen. Die Industrie hakte sofort ein und stimmte zu; sie erwog bereits einen massiven Steuerabbau. Auch das Gewerbe sah nur Vorteile: die Besucher sollten unter

Stichbögen hin von Büro zu Büro geleitet werden; so würde es gelingen, ein Dreifaches an Geschäften abzuschließen. Die Presse ihrerseits hoffte, gleichzeitig mit dem Zutritt zu den Amtsstuben, die von ihr seit je dringend geforderte Kontrolle der Verwaltung auf einfachste Weise verwirklichen zu können. Ihre begeisterten Artikel veranlaßten die Bürger von Neda-B im Jahre 1963 weitere dreizehn Millionen Franken für die Bereinigung der neu zu fassenden Wettbewerbsbedingungen zu bewilligen. Wir arbeiteten fieberhaft. 1970 lagen die Raumprogramme und Dispositionen vor. Ich hatte die Ehre, den ersten internationalen Kongreß für korridorloses Bauen zu präsidieren. In der Präsidialansprache konnte ich auf unsere Bemühungen hinweisen, die darauf abzielten, in Zukunft auch Treppenhäuser, Putzräume und Toiletten wegzulassen. Nur so, betonte ich, werde es möglich sein, zur radikalen Produktivität vorzustoßen.

Im Sommer 1972 waren die Wettbewerbsbedingungen versandbereit. Sieben hochberühmte, sorgfältig ausgewählte überseeische Kapazitäten und die zwei in Neda-B ansässigen Architekten sollten sie zugestellt erhalten. Ich beantragte die Auflösung der vorbereitenden Kommission. Da verlangte ein eben aus den Staaten zurückgekehrter Verkaufsdirektor der Neda-Werke Einsicht in unsere Arbeit. Sofort opponierte er. (Siehe hierzu: Opposition als Reinigungsmittel, seine Eignung, seine Resistenz, in Karl von Arx = Neue wirtschaftswissenschaftliche Untersuchungen, Leipzig 1848; auch: In Hollywood sind selbst die Slums feudal, in Hans Martin Schwarzach-Sitz = Vom Untergang der Soziologen Amerikas, Band 22, Seite 212.) Er hatte drüben Super-markets studiert und vertrat die Ansicht, Hallen seien das einzig zeitgemäße, Zwischenwände hätten sich überlebt. Nicht der Bau-ohne-Korridor, sondern gerade das Gegenteil, der Nur-Korridor sei anzustreben. Zudem könne beim Wegfall der Zwischenwände enorm gespart werden.

Die Industrie jubelte. Immer wieder wies sie darauf hin, daß durch den opferbereiten Einsatz ihrer besten Kräfte (zum Wohle des Staates) der Verschleuderung bedeutender Steuergelder gewehrt werde. Über meine Bedenken setzte man sich hinweg. Die Lokalzeitung veröffentlichte sogar Leserbriefe, in denen der Ruf nach einem Lehrstuhl für Ökonomie und integrales (zwischenwandloses) Bauen laut wurde. Ich mußte einschwenken. Dabei konnte ich nachweisen, daß die Untersuchungen meines Instituts durchaus in ähnliche Richtung zeigten. Meine Betriebswissenschaftler konstruierten ein Elektromobil, das sich speziell für das Gewerbe, das heißt zum Einsammeln von Aufträgen in den vermutlich stark begangenen Hallen eignen sollte. Man sprach von Verkaufsständen, Plastikzelten innerhalb des Rathauses, von beweglichen Illuminationen. Die Schreibtische der Beamten wären locker zwischen die Kioske und Kuckucksuhrläden zu verteilen. Endlich, stellte die Neue Neda-Ber Zeitung fest, sei es gelungen, eine dem demokratischen Grundgedanken gemäße Verwaltungsform zu finden. Bezeichnenderweise sei

der entscheidende Impuls aus der Privatwirtschaft gekommen. (Die Kreditwürdigkeit des vor einer völlig neuen Entwicklung stehenden Gewerbes stieg tatsächlich. Die Industrie erwartete einen nochmaligen Steuerabbau, allerdings nur fiktiv, in Wirklichkeit war sie schon seit Jahren steuerfrei.) Man zwang mir die zweite Überarbeitung der Wettbewerbsbedingungen für das Rathaus zu einem festen Honorar von siebzehn Millionen Franken geradezu auf.

Ich zog Sozialpsychologen, Verhaltensforscher, Marktanalytiker und Biologen bei. Das Institut für Soziologie und Kasuistik arbeitete mit dreiunddreißig Mann, darunter zehn meiner fähigsten Assistenten. Wir entwarfen einen Fahrkorb für Max, in dem er durch den Markthimmel hätte schweben können, umkreist von zwei Satellitenkörben, der eine mit einem katholischen, der andere mit einem protestantischen Priester besetzt. Die Ingenieure der Neda-Werke zeigten den Prototyp eines Verschlusses im Hallendach, ähnlich demjenigen in Photogeräten, der den ungehinderten Einflug von Helikoptern in die Halle (nur für Ratsmitglieder) gewährleisten sollte.

Das war 1982. Sieben Jahre später mußten wir uns allerdings neuen Argumenten beugen. (Die Welt steht nicht still, sagte schon Galileo Galilei, als er die holländischen Fernrohre [die besser waren] entdeckte.) Ein junger Betriebswissenschaftler machte den Vorschlag, durch das Weglassen aller Fenster weitere Einsparungen zu erzielen. Im vorauszusehenden Marktlärm, legte er dar, könne von der Beamenschaft ohnehin keine produktive Arbeit mehr erwartet werden. Sowohl auf Fenster und Wappenscheiben wie auch auf die Installation von Licht sei deshalb zu verzichten.

Er wurde vom «Kuratorium zur Überwachung der Koinzidenz in Fernsehen, Ästhetik und Folklore» lebhaft unterstützt. Die maßgebenden Herren forderten (ohne auf die Proteste Max Müllhaupts, der schon damals an unheilbarer Klaustrophobie litt, einzugehen) zwei Jahre später sogar das Weglassen aller Türen. Der Staatsgedanke sei im Rathaus zum Symbol zu erheben: ein klarer, geschlossener und festgefügter Kubus von zweiundzwanzig Metern Seitenlänge, bar jeder Angriffsfläche für Einwirkungen von außen; im Innern aber die gesammelte Kraft und Ruhe, die Erhabenheit eines vollkommen dunkeln Raumes — ohne Beamte, Behörden und Publikum, versteht sich. (Die Beamten waren übrigens zu annehmbaren Bedingungen bei Gewerbetreibenden in leerstehende Lagerräume, Keller und Dachkammern eingemietet worden und hatten sich an das zugegebenermaßen nicht ideale, aber doch erträgliche Logis gewöhnt. Auf alle Fälle bestand keine Gefahr, daß sich Führungskräfte aus der Industrie in die Verwaltung abwerben lassen würden.) Auf Installationen, sanitäre und elektrische, dieses unwürdige Gekröse in jeder sonst noch so luziden architektonischen Vision — so lauteten die Bedingungen des Kuratoriums — sei zu verzichten; das Projekt sei ganz und voll in den Dienst der Idee zu stellen.

Wir befanden uns an einem Wendepunkt. Mir wurde klar, daß unsere Verantwortung sowohl der Baukunst als auch der Nachwelt gegenüber ein kaum je gekanntes Maß erreicht hatte, daß ein Neuüberdenken von Grund auf unumgänglich sei. 1992 vertrat ich die Ansicht (und eine ganze Reihe angesehenen Architekturphilosophen pflichteten mir bei [wie du weißt — und du wirst mir diesen Vermerk nicht als Unbescheidenheit anrechnen — wurden mir daraufhin verschiedene Ehrungen zuteil: 1992, im Februar, Massachusetts: 1992, im März, Stockholm: 1992, im April, Madrid und Zürich: 1992, im Mai, Neda-B: etc., etc.]), jede Idee an sich sei maßstabfrei, ihre Kompaktheit sei mit kleinen Abmessungen eindeutiger als mit großen zu demonstrieren. Es sei deshalb durchaus angezeigt, den vom Kuratorium vorgeschlagenen, resp. geforderten Rathaus-Würfel von zweiundzwanzig Metern Seitenlänge auf einen solchen von zwei Metern Seitenlänge zu komprimieren. Ich konnte mich bei meinen Überlegungen auf die neuesten Forschungen von Pauli, Dr. Nonnenmann und anderen stützen (siehe: Die Gesetze der Maße und ihr Verhältnis zum Zinseszins; oder: Dichter sind heißgepreßte Medien). Ich warf das ganze Gewicht meines Lehrstuhls für Monumentalarchitektur, wenn ich so sagen darf, in die Waagschale. Und schließlich, 1994, hatte ich das Planungsgremium so weit, daß es zustimmte. Meine Erziehungsarbeit trug ihre Früchte. Klärend wirkte dabei auch der Umstand, daß die Industrie dringend neun Zehntel der fürs Rathaus vorgesehenen Wiese zwischen Schlachthof und Radrennbahn für ein neues Verwaltungsgebäude benötigte.

Schon 1995 konnte ich mich an die endgültige Überarbeitung der Wettbewerbsbedingungen wagen. (Nebenbei: Der vom Stadtparlament neu eingesetzte Finanzausschuß — ein Klüngel von Banausen und Knauserern, leider — hatte die Stirn, den dafür vorgesehenen Kredit von vierundfünfzig Millionen Franken um eine halbe Million zu kürzen. Anlässlich der Erteilung der ohnehin notwendig werdenden Nachtragskredite werde ich die Gelegenheit wahrnehmen, ganz deutlich auf die immensen Ersparnisse hinzuweisen, die man heute übersieht, die aber einzig und allein aus dem Reifeprozess, den das Projekt infolge der Bearbeitung gerade an meinem Institut durchmachte, resultieren.) Kurz: Unsere letzten Vorarbeiten sind abgeschlossen. Der notwendige Block aus blau und schwarzem Granit von genau zwei Metern zwanzig Seitenlänge für das neue Rathaus konnte in der Lüneburger Heide gefunden werden. (Hiezu: Huxley = Die Geographie Europas. Abschnitt A, Waffenplätze.) Der Bauer, in dessen Wiese er liegt, ist bereit, den Stein bei sofortiger Wegnahme kostenlos abzutreten. Immerhin dürfte der Transport rund tausendfünfhundert Franken ausmachen. Der Rednerbalkon, den ich Max zugestehen mußte (Seitenlänge 1,98 Meter oder $L = S - \frac{S}{10} = \frac{9}{10} S$; Höhe über Grund 1,50 Meter), wird weitere Aufwendungen von dreitausend Franken erfordern. Und die Fahnenstange, die ich weder mit Antenne noch andern

Profanteilen kombiniert sehe, ist mit sechzehnhundert Franken im Vorschlag vermerkt.

Ich hoffe, daß es dir möglich sein wird, innert rund drei Jahren deine Expertise abzuliefern. Selbstverständlich handelt es sich bei dieser unverbindlichen Zeitangabe nicht um eine Guillotine. Wir ganz besonders sind uns der Fragwürdigkeit jeder Terminsetzung in schöpferischen Belangen durchaus bewußt. Andernteils muß ich gestehen, daß deine Angaben die letzten sind, die noch in die Wettbewerbsbedingungen eingefügt werden müssen. Im mitfolgenden Plan ist der Standort der Fernsehkameras eingetragen. Drei Meter fünfzehn überm Platz, in der Mitte des Balkons, den Blick genau West-Südwest, hast du dir das Gesicht Max Müllhaupts vorzustellen, zwei Meter neunzig dahinter das Fahnentuch, weiß, entspannt. (Ich folge hier den Gedankengängen Guido Bach-Fischers. Siehe sein Handbuch der Farbsymbolik. 10. Auflage 1982. Band 3. Betreff Weiß: Zeichen der Reinheit und Unbeschwertheit, der Freude. — Andernorts bei Begräbnissen getragen. — Zeichen der Klarsicht und Überlegenheit. Auch Zeichen der Kapitulation, manchmal der Leere; immer aber triumphierend.)

Im Jahr 2000 soll die Grundsteinlegung stattfinden. (Ein bedeutungsschweres Datum.) Dann wird das neue Verwaltungsgebäude der Neda-Werke bereits bezogen sein, und ich denke, der Granitblock, d. h. unser Rathaus, wird sich im Seerosenteich davor, direkt unter der Fontäne, ausgezeichnet einfügen. Herzlich dein Kaspar Zielmann, Prof. Dr. sc. techn., Dr.-Ing. e. h., IBM, PKZ, TWA; vulgo «Schmitz».

Johann Jakob Bachofen und Herman Melville

Ein Hinweis

HERMANN AUGUSTIN

1846 erschien in Amerika das Buch *Typee*, dem ein außergewöhnlicher Anfangserfolg beschieden war. Es handelt von Abenteuern in der Südsee und Erlebnisberichten bei einem Eingeborenenstamm der Marquesas-Inseln. Sein Verfasser war der sechsundzwanzigjährige Herman Melville. Von Not und Abenteuerlust getrieben, ging Melville schon mit siebzehn Jahren in See. Seine Matrosenzeit dauerte von 1837—1844. Auf diesen Fahrten sammelte der Dichter